

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 101 (2007)
Heft: 10

Artikel: Grundlagen der "Bibel in der gerechten Sprache"
Autor: Kebir, Sabine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-389911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Märzheft dieses Jahrgangs hat Reinhard Traitler die «Bibel in gerechter Sprache» erstmals vorgestellt. Gerechtigkeit in der biblischen Sprache will die BigS, wie sie liebevoll genannt wird, vor allem gegenüber der androzentrisch verkürzten Stellung der Frau und der polemischen Abgrenzung zum jüdischen Umfeld herstellen. Die folgende Auseinandersetzung von Sabine Kebir mit der BigS ergänzt die erwähnte Besprechung, insofern die Verfasserin auch auf den Begleitband der Neuübersetzer/innen über deren Grundlagenarbeit eingeht. Sabine Kebir ist Literaturwissenschaftlerin, habilitierte Politologin und Autorin zahlreicher Bücher, zuletzt noch der Biographie über die Brecht-Freundin Ruth Berlau «Mein Herz liegt neben der Schreibmaschine». Die Verfasserin lebt in Berlin und ist mit dem algerischen Regisseur Saddek Kebir verheiratet.

Red.

Sabine Kebir

Grundlagen der «Bibel in gerechter Sprache»

Volk aufs Maul zu schauen» sei, also in eine Sprache der Gegenwart übertragen werden muss. Luther hat nicht nur die Historizität seiner eigenen Übersetzung sehr genau reflektiert, sondern auch einen Sinnüberschuss der heiligen Texte vorausgesetzt, der eine *Neuinterpretation in jeder neuen Zeit* geradezu herausfordert.

Die Bibelneuübersetzung in gerechte Sprache kann die Legitimität ihres Projekts nicht nur von Luther selbst herleiten, sondern begibt sich auf ein Terrain, auf dem sie sich der *jüdisch-rabbinischen Tradition* annähert. Diese neigte methodisch weniger zu Kanonisierungen als die christliche. Einer ihrer fruchtbarsten Aspekte ist das Bewusstsein, dass es eine *geschichtliche Entwicklung* gibt, der nicht nur der Sinn der Texte unterworfen ist, sondern auch deren sprachliche Form.

Es ist geradezu die *Pflicht jeder Generation*, sich die heiligen Texte auf ihre spezifische Weise anzueignen, wenngleich dabei natürlich die vorangegangenen Interpretationen zur Unterstützung herangezogen werden müssen. Der Text kann und muss also immer wieder neu verstanden werden. Für die neue Bibelübersetzung heisst das, dass sie natürlich nicht nur die Lutherbibel in Betracht zu ziehen hat, sondern auch andere Übertragungen wie zum Beispiel die von jüdischen

**Die Bibel – übersetzt
in gerechte Sprache?
Grundlagen einer
neuen Übersetzung.
Gütersloher Ver-
lagshaus 2006, 240
Seiten, EUR 19.95**

Sinnüberschuss der biblischen Texte
Der von den Neuübersetzer/innen verfasste Begleitband verweist auf die vielen Menschen nicht bekannte Tatsache, dass die *Lutherbibel* bereits *mehrfach revidiert* wurde. Und Luther selbst war sich bewusst, dass es keine mechanische Kongruenz der Sprachen gibt. Zwar gab er vor, jede willkürliche Entfernung vom Buchstaben vermeiden zu wollen, nutzte aber, wo die wörtliche Übersetzung unmöglich war, bewusst das Mittel *theologischer Interpretation*. Die Übersetzung, betonte er, «ist mein Testament und meine Verdolmetschung, und es soll mein bleiben und sein». So verteidigte er z. B. die Einfügung von «*sola*» in den lateinischen Text, weil das Deutsche einen impliziten Gegensatz nur durch das Wörtchen «allein» ausdrücken könne. «Der Text und die Meinung von S. Paulus selbst fordern's und erzwingen's mit Gewalt.»

Neuübersetzungen können nicht nur an Luthers Überzeugung der *Subjektivität des Übersetzens* anknüpfen, sondern auch an sein Credo, dass dabei «dem

Sichtweisen geprägte *Martin Bubers*. Darüber hinaus ist an Erkenntnisse und Erfahrungen anzuknüpfen, die Übersetzungen in *andere Sprachen* entsprungen sind. Das alles bedeutet keine Willkür: Die weitest möglichen Annäherungen an heutige Gerechtigkeitsvorstellungen gehören natürlich auf den strengsten philologischen Prüfstand.

Falsche Kluft zwischen «Gesetzes-» und «Gnadenreligion»

Die Kombination dieser methodischen Kriterien ergibt schon in Hinblick auf Luther eine grundsätzliche Kritik. So übersetzte er – nachweisbar wider beseres philologisches Wissen – Begriffe wie «Gesetz», «Gebot», «Auftrag», «Rechte» im Alten Testament oft einheitlich mit «Gesetz», weil er eine Leitdifferenz zwischen dem *Judentum* als «Gesetzesreligion» und dem *Christentum* als einer «Gnadenreligion» akzentuieren wollte. Damit verbreiterte er bewusst eine bereits seit *Paulus* bestehende Kluft. Schon *Moses Mendelssohn* hielt fest, dass sich Luthers und andere christliche Anwendungen des Alten Testaments fernab von der rabbinischen Tradition der Auslegung bewegten, wollte ihnen aber gleichwohl das Recht dazu nicht versagen.

Aus heutiger Sicht hat die «Leitdifferenz» jedoch zur *katastrophischen Konfrontation* der Christen gegenüber dem Judentum beigetragen. Wenn sie also mit philologischen Begründungen entschärft werden kann, indem «Gesetz» nur da übersetzt wird, wo es auch wirklich steht, ist das bereits ein wertvoller Gewinn der Bibelübersetzung in gerechte Sprache. Aus kulturhistorischer Sicht können die Neuübersetzer auch geltend machen, dass sich Gesetzes- und Gebotsbegriffe im Alten Testament nur zu einem kleinen Teil auf den Willen Gottes selbst beziehen, sondern oft nur auf den damit identifizierten Willen *weltlicher Herrscher*.

Bezüglich der Evangelien betont der

Begleitband, dass sie *keinerlei Kollektivverurteilung* des Volkes Israel oder der Pharisäer enthalten, sondern nur die Verurteilung des Verhaltens einzelner Menschen. Die immer wieder vermutete Kollektivverurteilung entsprang ausserbiblischen Manipulationen.

Die philologische Inventur alter Bibelversionen bringt zu Tage, dass oft Begriffe wie «Rechtsbruch» und «Unge rechtigkeit» einfach mit «*Sünde*» wieder gegeben wurden, womit nach Meinung der Neuübersetzer *Unrechtsstrukturen vernebelt* wurden. Das geschah auch oft mit «Sklaven» und «Sklavinnen», die in Knechte und Mägde umbenannt wurden. Vernebelt wurde dabei aber auch die Haltung der ersten Christen zu den Sklaven, die sie demonstrativ als von Gott gleichberechtigte Menschen anerkannten. Solche *revolutionären Züge* enthalten jedoch auch Passagen des Alten Testaments.

Hagars verkannte Rolle

Heidemarie Salevsky verweist auf die in der christlichen Exegese vernachlässigte Geschichte der Ägypterin *Hagar*, die dem kinderlosen Paar *Abraham* und *Sara* den Sohn *Ismael* gebärt, der nach der Verstossung zum Urvater der Beduinen wird. *Hagar* ist eine Fremde, eine Heidin, eine Sklavin und eine Gedemütigte, die aber doch von Gott nicht verlassen wird und «etwas tut, was nirgendwo sonst in der Bibel nochmals ein Mensch tun wird: Gott mit einem Namen benennen».

Brigitte Kahl sieht in ihr deshalb sogar eine bislang verkannte «Prophetin und Verkünderin, die lange vor der Moses- und Exodus-Offenbarung Gott als einen Gott proklamiert, dem das Schicksal niedergebeugter Sklavinnen und Sklaven im fremden Land nicht gleichgültig ist».

In diesem Zusammenhang halte ich es für wichtig hervorzuheben, dass der *Islam* Leidensweg und Ruhm der *Hagar* in diesem Sinne interpretiert und in ihrer Geschichte die spiegelbildliche Geschichte der Rettung Israels aus Ägypten

versteht. In *afrikanischen Kirchen* spielt Hagar denn auch für die Koexistenz und den interreligiösen Dialog mit dem Islam eine wichtige Rolle.

«Ich bin Gott und kein Mann»

Die Neuübersetzung in gerechte Sprache konnte eine bereits mehrere Jahrzehnte währende Tradition *feministischer Bibelkritik* fruchtbar machen. Es ist hier nicht der Ort, die Fülle aller Erkenntnisse und Vorschläge auszubreiten, deren philologische und kulturhistorische Umsetzbarkeit die Neuübersetzung zu prüfen hat. Tatsächlich sind in den alten Übertragungen *Frauen als Subjekte* von biblischen Erzählungen oft in ihrer Bedeutung herabgemindert und auch als von Gott Angesprochene oft unterschlagen worden.

Ein von der feministischen Exegese zu Recht als zentral behandeltes Thema bedeutet die Frage nach dem *Geschlecht Gottes*, das philologisch keineswegs eindeutig männlich festgelegt ist. Da das Judentum das Nennen von Gottes wirklichem Namen nicht erlaubt – das Tetragramm «Jhwh» ist nur eine Umschreibung, seine Vokalisierung im Althebräischen unklar –, enthält die Bibel eine grosse Zahl von Gottesbildern, die, wie *Ulrike Bail* schreibt, «Gott mit weiblichen Attributen und Verhaltensweisen verbinden oder geschlechtsneutral sind. So kommt Gott im ersten Testament als Hausherrin, als Weisheit, als Mutter, Hebamme und Amme, als Sonne, Quelle und Fels, als Auge, Flügel und Adlermutter, als Lufthauch, Feuer und Wolke zur Sprache. Gerade die nichtpersonalen Bilder eröffnen weite Räume, um Gott nicht geschlechtsspezifisch zu denken.»

Bail ruft auch in Erinnerung, dass Gott in *Hosea 11,9* sagt: «Ich bin Gott und kein Mann». Auch wenn die Betonung hier auf dem Nicht-Menschsein liegt, ist doch wichtig zu betonen, dass im Hebräischen das Wort für «Mann» und nicht das für «Mensch» gebraucht wird. Auch steht im hebräischen Text,

dass Gott den Menschen «männlich und weiblich» schuf und zwar in beiden Formen nach seinem Ebenbilde. Wenn viele ältere Übersetzungen schrieben, dass Gott «Mann und Frau» geschaffen habe, ebneten sie den gedanklichen Weg zur Unterordnung der Frau mehr als der Urtext.

Hinsichtlich der *Gottesbezeichnung* in der vorliegenden Neuübersetzung musste sich das Übersetzerteam nicht nur mit dem Problem der Entmännlichung beschäftigen. Bisherige Lösungen wie die Ersetzung vieler verschiedener Gottesbilder allein durch «Gott» kamen nicht mehr in Frage. Die schon auf die griechische Fassung zurückgehende Bezeichnung «Herr» (*Kyrios*) war zwar ursprünglich revolutionär und antirömisch geprägt. Sie erscheint aber wegen ihrer männlichen Konnotation und des heutigen allgemeinen Gebrauchs des Wortes nicht mehr zeitgemäß.

Als unzeitgemäß haben die Übersetzer/innen aber auch die Wiedergabe der ganzen Vielfalt der *Gottesbilder* angesehen. Die jeweiligen Übersetzer konnten hinsichtlich ihrer Abschnitte nach ihren Erkenntnissen selbst entscheiden, wobei eine *begrenzte Anzahl von Möglichkeiten* herauskam. Neben «die» und «der Ewige», «die» und «der Eine», «die» und «der Heilige» kommen auch hebräische Bezeichnungen wie «adonaj», «ha-schem» und «ha-makom» vor, «Er», «Sie», «Du», aber auch «Gott». Bemerkenswert ist, dass sich links oben auf jeder Doppelseite eine Aufzählung alternativer Möglichkeiten befindet, die der jeweiligen Situation des Lesens oder des Vorlesens angepasst werden können.

Das Problem der Gottesnamen hat das Team der Neuübersetzer am meisten beschäftigt und möglicherweise die am wenigsten überzeugenden Resultate gebracht. Wichtig aber ist, dass das Problem als solches transparent gemacht wurde und die Diskussion als offen bezeichnet ist.

Sexismus in den Texten selbst

Nicht allen «Ungerechtigkeiten» der überkommenen Bibelübersetzungen ist überzeugend beizukommen. *Martin Leutzsch* hält fest, dass nicht nur Übersetzungen *sexistisch* sein können, sondern auch *biblische Texte* selbst. In den Fällen, in denen die philologische Überprüfung in den verfügbaren historischen Textgrundlagen keine Gerechtigkeit rekonstruieren kann, empfiehlt *Helga Kuhlmann* den Übersetzerinnen, diesen Tatbestand auch nicht zu verschleiern.

Dass die Bibel in gerechter Sprache besonders hinsichtlich des Gottesnamens auf den ersten Blick verwirrend wirkt, mag manchen verstören. Aber niemand

darf doch eigentlich erwarten, dass antike Texte, die über Hunderte von Jahren entstanden und uns in mehreren ebenfalls antiken Sprachen überliefert wurden, «leicht» lesbar gemacht werden könnten.

Mag diese oder jene Übersetzungsentscheidung der «Bibel in gerechter Sprache» auch fragwürdig sein, die im Begleitband dokumentierte *spannende Methodendiskussion* genügt den höchsten philologischen, religions- und kulturwissenschaftlichen Ansprüchen unserer Zeit. Dies ist umso bemerkenswerter, weil es nicht viele Projekte ähnlichen Ausmaßes gibt, die sich um Gerechtigkeit und Gleichberechtigung bemühen.

Reinhild Traitler

Fast ohne Mozart auch fast ohne Armstrong

«Einbettung» ins Gemeinschaftswerk

«Fast ohne Mozart... auch fast ohne Armstrong» nennt der Wiener Germanist Franz Forster seine Sammlung von «Gedichten über Musik». Da ich Musik lieber höre, fand ich das zuerst ein etwas gewagtes Unternehmen. Bis mir eingefallen ist, dass ich die Posaunen, die die Ankunft des Komtur beim Gastmahl des *Don Giovanni* ankündigen, nie so klar «gehört» habe, wie in Mörikes kleiner Novelle «Mozart auf der Reise nach Prag».

Damit wären wir schon mitten drin im Thema. Auch Mozart stimmt. Franz Forster macht sich nämlich kenntnisreich ans Werk, dieser Ikone der österreichischen nationalen Identität die Goldpatina abzukratzen. Dazu braucht es im Land der unvermindert lukrativen *Mozartbewirtschaftung*, wo man das Genialische des ewigen Wunderkindes in immer neuen Varianten erfindet, eine gewisse heitere Unbekümmertheit und ein bestechendes Konzept.

Franz Forsters Konzept heißt «Einfbettung». Aufzeigen, dass (musikalische) Kultur immer ein Gemeinschaftswerk ist, bei dem musikalische Begabung und soziale Möglichkeiten zusammenwirken müssen, damit sich Talent überhaupt entfalten kann. Er bevölkert den Kosmos um Mozart herum mit einer *Fülle von Musikern*, die es nicht in den Paradies geschafft haben, sondern – allenfalls noch Kenner/innen bekannt – im Vorhof des Vergessens gelandet sind. Vor, nach, neben Mozart wurde musiziert, komponiert, dirigiert, und davon hat sich auch das Genie genährt, hat Traditionen aufgenommen, Motive «geborgt» und komponistischen Austausch gepflegt.